

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 5

Artikel: Maria Chapdelaine : Roman. Teil 6-7
Autor: Hémon, Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 1. Dezember 1935

Heft 5

Dezember.

Den feuchten Trauermantel schlägt
Dezember übers Moor;
Er schreitet wie ein Bettlerfürst
Aus Nacht und Grau hervor.

Tiefeinsam starrt und träumt mein See,
Verborgnen Glückes Hort;
Die Stürme fegten längst den Schwarm
Der Sommergäste fort.

Wildentenquarren nur durchbricht
Zuweilen noch die Ruh;
Dann deckt des Winters Eisgewand
Lautlos den Schläfer zu. Jacob Geß.

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

VI

Im Juli blühten die Wiesen, und im August konnte man an die Heuernte denken und brauchte nur noch eine trockene Periode abzuwarten, um mit dem Schneiden und Einfahren zu beginnen. Aber nachdem das Wetter mehrere Wochen ununterbrochen schön gewesen war, sprang der Wind plötzlich alle paar Tage um, wie es fast in der ganzen Provinz Quebec häufig vorkommt.

Jeden Morgen prüften die Männer den Himmel und hielten Rat.

„Der Wind geht nach Südost, verflucht, dann gibt's sicher noch Regen,“ sagte Edwige Légaré mit düsterer Miene.

Aber Vater Chapdelaine schaute lange prüfend zu den weißen Wolken hinüber, die eine nach der andern über den dunkeln Bäumen auftauchten, fröhlich über die Lichtung hinwegsegelten und auf der andern Seite wieder hinter Wipfeln verschwand.

„Wenn der Nordwest bis morgen anhält, kann man anfangen,“ meinte er.

Aber am nächsten Morgen war der Wind wieder umgesprungen und die Wolken, die am Abend so fröhlich vorbeigesegelt waren, schienen als lange wirre Wolkenfetzen zurückzukommen und sahen aus wie die Trümmer einer geschlagenen Armee.

Mutter Chapdelaine prophezeite, man werde sicher Bech haben.

„Ich sage euch, wir kriegen kein schönes Wetter für die Heuernte. Mir scheint, unten am See liegen sich mal wieder Leute aus demselben Dorf in den Haaren und prozessieren gegeneinander. Das mag der liebe Gott sicher nicht haben.“

Aber der liebe Gott hatte endlich ein Einsehen, und drei Tage nacheinander wehte der Wind stark und anhaltend aus Nordwest und versprach eine regenlose Zeit. Die Sensen waren schon längst im voraus geschliffen, und am Morgen des drit-

ten Tages machten die fünf Männer sich an die Arbeit. Légaré, Esdras und Vater Chapdelaine mähten, Da'Bé und Tit'Bé folgten Schritt für Schritt mit dem Rechen und schichteten das Heu sogleich in Haufen auf. Gegen Abend nahmen alle Fünf Heugabeln und machten hohe, schön aufgetürmte Windhaufen für den Fall, daß der Wind doch wieder durchdringen sollte. Aber das Wetter blieb schön. Fünf Tage nacheinander fuhren von früh bis spät die Sensen durchs Gras mit jener weitausholenden freien Bewegung, die bei einem geübten Mäher so mühelos wirkt und die dabei die anstrengendste aller Landarbeiten und zugleich die am schwersten zu erlernende ist.

Mücken und Fliegen schwärmten zu Tausenden aus dem geschnittenen Gras auf und quälten sie mit ihren Stichen. Die glühende Sonne verbrannte ihnen den Nacken, und die Schweißtropfen brannten ihnen in den Augen. Gegen Abend tat ihr ständig gekrümmter Rücken ihnen so weh, daß sie sich nur noch mit schmerzverzogenen Gesichtern wieder aufrichten konnten. Aber sie schafften vom Morgengrauen bis in die Nacht, ohne eine Sekunde zu verlieren, kürzten sogar ihre Mahlzeiten ab und waren dankbar und glücklich über das günstige Wetter.

Drei- bis viermal am Tag brachte Maria oder Téléphore ihnen einen Eimer Wasser, den sie unter Zweigen versteckten, um ihn kühl zu halten. Und hatten die Hitze, die Arbeit und der Heustaub ihnen gar zu sehr die Kehle ausgetrocknet, so gingen sie, jeder der Reihe nach, an den Eimer, tranken einen tüchtigen Schluck und gossen sich einen Schuß über die Handgelenke und den Kopf.

In fünf Tagen war alles gemäht, und da die Trockenheit anhielt, begannen sie am Morgen des sechsten Tages die Heuhaufen auszubreiten und zu wenden, um das Heu noch vor Abend einzufahren. Die Sensen hatten ihre Pflicht getan, nun kamen die Heugabeln an die Reihe. Sie mußten die Haufen auseinanderreißen, das Heu in der Sonne ausbreiten und es am späteren Nachmittag, wenn es getrocknet war, von neuem aufhäufen. Dabei mußte jeder Haufen genau so groß sein, daß ein Mann allein ihn mit einem einzigen Ruck auf einen hohen, schon fast vollen Wagen laden konnte.

Karl-Eugen zog tapfer zwischen den Deichseln. Der Wagen schwankte in die Scheune, hielt vor dem Bansen, und von neuem fuhren die Heugabeln in das fest aufeinandergepreßte Heu, zerrten es in dicken Büscheln heraus und luden es an

der Seite ab, wobei die Männer ihre Fäuste und Lenden wieder gehörig anstrengen mußten.

Am Ende der Woche war das ganze Heu, trocken und von schönster Farbe, in der Scheune, und die Männer atmeten auf wie nach einer Schlacht.

„Nun soll's nur ruhig losregnen“, sagte Vater Chapdelaine, „das kann uns jetzt gleich sein.“

Aber die lange Trockenheit schien sich nicht nur genau nach ihren Bedürfnissen gerichtet zu haben, denn der Wind wehte ruhig weiter aus Nordwest und die heißen Sonnentage reichten sich ohne Unterbrechung einförmig aneinander.

Bei der Familie Chapdelaine brauchten die Frauen sich nicht an der Feldarbeit zu beteiligen. Der Vater und seine drei großen Söhne, alle gleich kräftig und arbeitstüchtig, hätten sie schon allein bewältigt, und wenn sie trotzdem Edwige Légaré weiter in ihren Diensten behielten, so geschah das teils aus Gewohnheit, weil er ja schon seit elf Jahren, als die Kinder noch klein waren, bei ihnen arbeitete, teils auch, weil sie sich scheuten, eine so gewaltige Arbeitskraft fahren zu lassen. Zur Zeit der Heuernte hatten Maria und ihre Mutter also nur ihrer gewohnten Arbeit nachzugehen: das Haus zu besorgen, die Mahlzeiten zu bereiten, die Wäsche zu waschen und zu flicken, die drei Kühe zu melken und zu füttern und das Geflügel zu versorgen, dazu einmal wöchentlich Brot zu backen, was sich oft bis spät in die Nacht hinzog.

An den Backabenden schickte man Téléphore auf die Suche nach den Brotformen, die sich jedesmal in alle Ecken des Hauses oder des Schuppens verkrümelte hatten, weil man sie im Lauf der Woche dazu gebraucht hatte, dem Pferd den Hafer oder den Hühnern die Maiskörner zuzumessen, ganz zu schweigen von den tausend unvorhergesehenen Zwecken, die man noch alle Augenblicke für sie erfand. Waren sie alle bei einander und reingemacht, fing der Teig auch schon an zu gehen, und die Frauen beeilten sich, alle andern Arbeiten schnell zu erledigen, um die Nachtarbeit abzukürzen.

Téléphore hatte inzwischen im Herd zuerst ein paar harzige Zypressenholzweige verbrannt, die man weithin roch, dann große Klöße Tannenholz, die eine gleichmäßige, verhaltene Wärme gaben. Als der Backofen heiß war, schob Maria die mit Teig gefüllten Formen eine nach der andern hinein, und nun brauchte man nur noch auf das Feuer zu achten und die Formen während des Backens umzustellen.

Der Backofen war vor fünf Jahren gebaut, und zwar zu klein, und seitdem sprach man ständig davon, daß es dringend nötig sei, einen neuen zu bauen, und daß man wirklich unverzüglich damit beginnen solle. Aber ein Mißgeschick wollte, daß man auf jeder Reise vergaß, den nötigen Zement zu bestellen, und so kam's, daß man jedesmal zwei, ja oft sogar drei „Fuhren“ nacheinander backen mußte, um die neun hungrigen Mäuler des Hauses eine Woche lang zu sättigen. Maria übernahm jedesmal die erste Fuhre, und ebenso sagte Mutter Chapdelaine jedesmal, wenn die zweite bereit und der Abend schon weit vorgerückt war, mitleidig:

„Geh nur schlafen, Maria, ich werde schon aufpassen.“

Maria gab keine Antwort; sie wußte sehr gut, daß ihre Mutter sich jetzt gleich angezogen aufs Bett legen würde, um einen Augenblick auszurufen, und daß sie dann nicht vorm Morgen wieder aufwachen würde. Sie begnügte sich also damit, das Räucherfeuer wieder in Gang zu bringen, das man jeden Abend in der alten durchlöcherten Pfanne anzündete, schob die zweite Ladung in den Ofen und setzte sich dann auf die Türschwelle, das Kinn in die Hand gestützt, und bewahrte auch in den langen Nachtstunden ihre unerschöpfliche Geduld.

Der Backofen lag zwanzig Schritt vom Haus entfernt und wirkte mit seinem kleinen Bretterdach wie ein dunkler Fleck in der Finsternis. Seine Tür schloß nicht ganz fest, so daß ein röthlicher Schein in die Dunkelheit fiel. Der schwarze Saum des Waldes schien in der dunkeln Nacht ein Stückchen nähergerückt. Maria saß regungslos da, genoß in vollen Zügen die nächtliche Ruhe und Kühle und fühlte sich von tausend wirren Gedanken wie von dunkeln Vögeln umflattert.

Früher hatte dies nächtliche Warten sie stets ganz schlaftrunken gemacht und sie hatte bei aller Geduld nur den einen Wunsch gehabt, sich bald schlafen legen zu können. Seit François Paradis dagewesen war, war ihr die allwöchentliche Nachtwache zu etwas Liebem und Erfreulichem geworden, weil sie in der Stille der Nacht ungestört an ihn und an sich denken konnte, ohne daß irgend etwas die Kette ihrer glücklichen Vorstellungen unterbrochen hätte. Unendlich einfach waren diese Vorstellungen und wagten sich nicht weit. Daß er im Frühling wiederkommen und wie das sein würde, die Freude, ihn wiederzu-

sehen, die Worte, die er zu ihr sagen würde, wenn sie wieder allein wären, die ersten Zärtlichkeiten, die sie austauschen würden — sich all diese Vorgänge wirklich auszumalen, war schon schwer für Maria.

Sie versuchte es indessen. Zuerst sprach sie ein paarmal feierlich seinen ganzen Namen vor sich hin, so wie die andern ihn sagten: „François Paradis, de Saint-Michel-de-Mistassini... François Paradis...“ dann plötzlich ganz zart: „François“.

So weit ist sie. Und nun steht er vor ihr mit seiner hohen kraftvollen Gestalt, seinem von Sonne und Schnee verbrannten Gesicht und seinen kühnen Augen. Er ist voller Glück, sie wiederzusehen, und glücklich auch darüber, daß er sein Versprechen gehalten und ein ganzes Jahr als verständiger Mann, ohne zu fluchen und ohne zu trinken, gelebt hat. Blaubeeren kann man noch nicht pflücken, weil es Frühling ist, aber sie finden schon einen guten Grund, um miteinander in den Wald zu gehen. Schweigend und ohne sie zu berühren, geht er neben ihr durch den Buchenwald, dessen Grund sich mit rosa Anemonen zu bedecken beginnt, und schon dieses Sich-nahesein genügt, ihnen beiden leise Fieberschauer durchs Blut zu jagen und ihnen das Herz seltsam zusammenzupressen.

Jetzt haben sie sich auf einen Baumstamm gesetzt, und nun fängt er an zu sprechen:

„Habt Ihr Euch ein wenig nach mir gesehnt, Maria?“

Ganz sicher wird er das zuerst fragen, aber weiter kommt sie vorläufig nicht mit ihrem Traum, denn wie sie so weit ist, fühlt sie eine schreckliche Beklemmung. Mein Gott! Wieviel Zeit wird sie haben, sich nach ihm zu sehnen, bis der Augenblick kommt! Der Rest des Sommers, der Herbst und der ganze endlose Winter liegt ja noch vor ihr! Maria seufzt; aber bald findet sie mit der unendlichen Geduld ihres Geschlechts ihr inneres Gleichgewicht wieder und beginnt nun an sich selbst zu denken, und was dies alles für sie bedeutet.

Während sie in Saint-Prime war, hat eine Base, die sich demnächst verheiraten wollte, ihr wiederholt von dieser Heirat erzählt. Ein junger Mann aus ihrem Dorf und ein anderer aus Normandin hatten ihr gleichzeitig den Hof gemacht und waren monatelang ständige Samstagabendgäste in ihrem Haus gewesen.

„Ich war ihnen allen beiden gut“, hat sie

Maria gestanden, „und ich glaube fast, daß Zoti-que der war, den ich am liebsten hatte. Aber er ist fortgegangen zur Flößerei auf dem St. Moritz-Fluß und sollte erst im Sommer wiederkommen. Da hat Roméi mich gefragt, und ich habe ja gesagt. Ich bin ihm auch sehr gut.“

Maria hat nichts gesagt; aber sie hat bei sich gedacht, daß es doch noch ein anderes Heiraten geben müsse als dies, und nun ist sie dessen sicher. Das Gefühl zum Beispiel, das François Paradis für sie und sie für ihn empfindet, ist etwas ganz Einziges, Feierliches und sozusagen Unabänderliches, denn es ist unmöglich, sich vorzustellen, wie es anders hätte kommen können, und es wird zu allen Zeiten das öde Einerlei des Alltags durchleuchten und durchwärmen. Sie hat schon immer die unklare Vorstellung gehabt, daß es etwas Derartiges geben müsse, etwas gleich der hinreißenden Schönheit der gesungenen Messen, gleich dem Rausch eines sonnigen Sturmtages, gleich der starken Befriedigung, die ein glücklicher Fund oder die sichere Aussicht auf eine reiche Ernte zu gewähren vermag.

Durch die Stille der Nacht tönt das Brausen der Fälle näher und stärker herüber. Der Nordwest streicht über die Wipfel der Tannen, daß sie leicht hin und her schwanken und leise rauschen, was frisch und lieblich klingt. Ein Käuzchen schreit ein paarmal nacheinander, fern und ferner. Noch ist die Kälte, die der Morgendämmerung vorangeht, fern, und Maria fühlt sich vollkommen glücklich, wie sie da auf der Schwelle sitzt und zu dem roten Lichtschein hinüberschaut, der unten im Backofen hin und her flackert, verschwindet und von neuem aufleuchtet.

Es ist ihr, als hätte ihr jemand lange Zeit hindurch zugerant, die Erde sei ein rechtes Jammertal mit ihrem ewigen Einerlei der täglichen Arbeit, das nur von kurzen, unvollkommenen Freuden unterbrochen werde. Eintönig flössen die Jahre dahin, bis ein junger Mann, der allen andern gleiche, mit seinem geduldigen, unverdrossenen Werben einen erweiche. Dann käme die Heirat und dann abermals eine lange Reihe von Jahren, ebenso wie die früheren, nur in einem anderen Hause. So ist das Leben, hatte die Stimme gesagt. Allzu schrecklich ist es nicht, und auf jeden Fall muß man sich darein schicken; aber es ist öde, düster und kalt wie ein Feld im Herbst.

Nein, das alles ist nicht wahr! Maria schüttelt im Dunkeln den Kopf, lächelt wie verzückt

und denkt immer wieder: nein, das ist nicht wahr! Wenn sie an François Paradis denkt, an sein Aussehen, an seine Nähe, an das, was sie einer dem andern sind und sein werden, dann überläuft es sie gleichzeitig heiß und kalt. Ihre ganze kraftvolle Jugend, ihre Geduld und die Schlichtheit ihres Wesens treiben sie zu diesem Ausbruch von Hoffen und Wünschen, und sie fühlt, daß eine wunderbare Lebenserfüllung vor ihr liegt.

Der rote Lichtschimmer aus dem Backofen flackert und wird schwächer und schwächer.

„Das Brot muß jetzt gut sein,“ sagt sie sich.

Aber sie kann sich nicht entschließen, sofort aufzustehen, als fürchte sie, den glücklichen Traum zu verscheuchen, der erst im Entstehen ist.

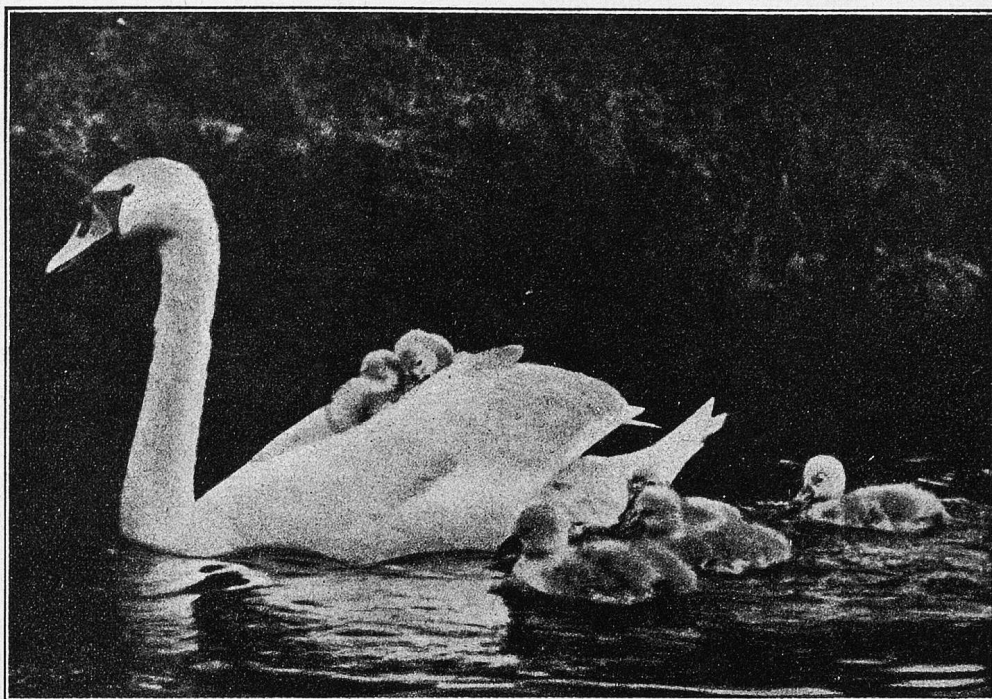
VII

Der September kam, und die zur Zeit der Heuernte willkommene Trockenheit hielt immer noch an und wurde verhängnisvoll. Wenn man Chapdelaines glauben sollte, hatte es überhaupt noch nie eine derartige Trockenheit gegeben, und man suchte jeden Tag nach neuen Gründen, um sich diese göttliche Ungnade zu erklären.

Hafer und Weizen wurden gelb, ehe sie voll ausgewachsen waren. Die unbarmherzig glühende Sonne verbrannte das Gras und das Klee-grummet, und von früh bis spät brüllten die ausgehungerten Kühe, den Kopf auf die Umfriedigung gelegt. Man mußte sie dauernd bewachen, denn selbst das magere Getreide auf dem Halm reizte grausam ihren Hunger, und es verging kein Tag, wo nicht eine von ihnen ein paar Pfähle umrannte und ausbrach, um sich im Kornfeld zu sättigen.

Dann eines Abends sprang der Wind plötzlich um, wie erschöpft von solcher Hartnäckigkeit, und am nächsten Morgen regnete es. Eine Woche lang regnete es häufig, und als es aufhörte und der Nordwestwind wieder einsetzte, war der Herbst da.

Der Herbst... und es war doch, als wäre es erst gestern Frühling gewesen. Das Korn war noch nicht reif, obwohl schon gelb durch die Trockenheit. Nur das Heu war drinnen, alles was sonst geerntet werden sollte, suchte noch soviel Nahrung wie möglich aus dem Boden zu ziehen, den der nur zu kurze Sommer erwärmt hatte; und schon war der Herbst da, der Vorbote des unerbittlichen Winters, der Kälte und des Schnees...



Schwanenmutter mit ihren Kindern.

Die Regentage wechselten zwar noch mit schönen klaren Tagen, an denen es mittags sehr warm war und wo man glauben konnte, es sei noch alles unverändert, die Ernte noch auf dem Halm, die Wälder in ihrem ewig grünen Schmuck, und immer der gleiche Abendhimmel, der in allen Farben flammte, bis er mählich verlöschte über dem dunkeln Land. Nur daß das Gras anfang, des Morgens weiß bereift zu sein und daß fast unmittelbar darauf die ersten trockenen Fröste kamen, die die Blätter der Kartoffelpflanzen well und schwarz machten.

Dann zeigte sich auf einer Schwemme die erste dünne Eisschicht. Zerschmolz sie auch in der Nachmittagswärme, war sie doch ein paar Tage später wieder da und noch ein drittes Mal in der gleichen Woche. Das ständige Umspringen des Windes brachte auch einen ständigen Wechsel von warmen Regentagen mit solchen Frostnächten mit sich. Aber jedesmal, wenn der Nordwest wieder einsetzte, war er ein wenig kälter und immer näher verwandt mit den eisigen Winden des Winters. Überall hat der Herbst etwas Schwermütiges, ist er erfüllt von lastendem Abschiedsweh und Angst vor dem Kommenden; aber in Kanada ist er noch schwermütiger und ergreifender als anderswo und gleicht dem Sterben eines geliebten Men-

schens, den die Götter zu früh abberufen, ehe er sein Leben voll ausleben konnte.

Trotz der Kälte, trotz den ersten Frösten und drohendem Schnee zögerte man immer noch mit der Ernte und schob sie von Tag zu Tag weiter hinaus, um dem armen Korn die Möglichkeit zu geben, sich bei den Säften der Erde und der Sonnenwärme noch etwas Kraft zu holen. Endlich mußte man sich aber doch zur Ernte entschließen, denn der Oktober stand vor der Tür. Hafer und Weizen wurden geschnitten und bei klarem Wetter eingefahren, als die Blätter der Birken und der Zitterpappeln schon gelb zu werden begannen.

Die Kornernte war mittelmäßig, aber die Heuernte war sehr gut gewesen, so daß das Erntejahr als ganzes weder Freudenhymnen noch Klagelieder verdiente. Und doch fuhr Familie Chapdelaine noch lange fort, bei ihren Abendgesprächen sowohl die beispiellose Trockenheit des August wie die beispiellosen Septemberfröste zu beklagen, die sie um ihre Hoffnungen betrogen hatten. Gegenüber dem geizigen, viel zu kurzen Sommer und den andern Härten eines allzu schroffen Klimas empfanden sie weder Empörung noch Bitterkeit; aber sie konnten es nicht lassen, jede eben verfllossene Jahreszeit mit irgendeiner

andern wunderbaren Jahreszeit zu vergleichen, die ihre Einbildung ihnen als Regel vorspiegelte. Und so kam es, daß sie wie alle Landleute ewig die Klage auf den Lippen führten, die scheinbar

so berechtigt ist, aber jahraus, jahrein wiederkehrt:

„Wenn es nur wenigstens ein Durchschnittsjahr gewesen wäre!“
(Fortsetzung folgt.)

Heide im Winter.

Die Sonne leiht dem Schnee das Prachtgeschmeide;
Doch ach, wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Häslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hockt es bang;
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichern Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.
Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh.

D. v. Lillencron.

Das Schweizer Bauernhaus.

Wenn wir von den Wohnstätten der alten Schweiz sprechen, so müssen wir in erster Linie des Bauernhauses gedenken. Es gab Bauernhöfe, noch bevor man steinerne Wohnhäuser kannte. Und es gab ländliche Siedelungen zu einer Zeit, da man noch nichts von Städten wußte. So wie der Bauernstand der notwendigste und natürlichste war, so besaß er auch von alters her Wohnstätten, die seiner erdgebundenen Arbeit und Lebensweise vollkommen entsprachen.

„Was ist der Ritter ohne uns?
Und unser Stand ist älter als der Eure.“

Diese Worte richtet in Schillers „Wilhelm Tell“ der junge Melchtal an den Freiherrn Rudenz. In der Tat, es mußten allenthalben im Lande bäuerliche Siedelungen als Wahrzeichen eines arbeitsamen Lebens vorhanden sein, bevor der Ritterstand sich auf das hohe Roß setzen und in steinernen Türmen wohnen konnte.

Das Bauernhaus ist etwas vom Wichtigsten und zugleich etwas vom Schönsten in unserer schweizerischen Heimat. Es gehört zum Bilde der Schweiz, denn es ist ganz mit der Landschaft verwachsen. Das Bauernhaus ist nicht ein Stück Architektur, das ein Baumeister, je nach Wunsch des Bauherrn und nach der herrschenden Zeitmode im Bauwesen, irgendwo aufbaut, sondern es wächst geradezu aus der Landschaft heraus, als müßte dies so sein. Es ist mit seiner Umgebung eng verbunden, es gehört zur Gegend und zu den Menschen, die in dieser Gegend heimisch sind. Und es ist so tüchtig gebaut, daß es viele Generationen von Bewohnern überdauert. Durch sein hohes Alter wird es für die

Menschen zu einem Sinnbild des Althergebrachten und Bestehenden, zu einem Zeichen alten Besitztums und heimatlicher Bodenständigkeit.

So hat sich auch im Laufe der Jahrhunderte am Aufbau und an der äußeren Erscheinung des Bauernhauses nicht viel geändert. Seine Bauart hängt mit den Lebensbedingungen der Gegend so eng zusammen, daß der Typus, der sich einmal als praktisch und zweckmäßig erwiesen hatte, immer wieder möglichst getreu und genau nachgebildet wurde. In den Städten führten neue Platz- und Verkehrsverhältnisse, neue Lebensansprüche und gesellschaftliche Verpflichtungen, neue Stilformen und neue Einflüsse der Baukunst des Auslandes zu wechselnden Formen und Gestaltungen. So zeigt das Bürgerhaus seit dem späten Mittelalter eine fortschreitende Entwicklung in Aufbau und Erscheinung, in der inneren Ausgestaltung und Ausstattung. Das Bauernhaus dagegen bleibt bei altbewährten Formen. Das Klima hat die Bauart beeinflusst, indem es vor allem Wetterschutz forderte oder in andern Gegenden die behagliche Öffnung der Räume nach außen gestattete. Dann kam es darauf an, welche Baumaterialien in der Umgebung vor allem vorhanden waren. Waldreiche Gegenden bevorzugten den Holzbau, während Landesteile, in denen sich wenig Wald, dafür aber gutes Steinmaterial findet, schon frühzeitig den Steinbau pflegten. Sehr wichtig war auch die Rücksichtnahme auf die in den einzelnen Landesteilen verschiedene Hauptarbeit der Bevölkerung. Der Ackerbau verlangte eine weiträumige Tenne, die Viehzucht erforderte Ställe für die einzelnen Tier-